



SANDRA PARETTI

TARRA

CALESE

Weltbild

Tara Calese ist die Tochter des Mafia-Bosses Massimo Calese. Allerdings wächst sie so wohlbehütet auf, dass ihr diese Tatsache erstmals bei der grausamen Ermordung ihrer Mutter klar wird. Zu diesem Zeitpunkt ist Tara 14 Jahre alt. Sie wächst im Schatten dieses schrecklichen Verbrechens auf und braucht lange, um ein normales Leben führen zu können. Gerade scheint sie wieder glücklich zu sein, da holt eine neue Tragödie die Familie ein: auf der Hochzeit ihres Bruders mit der Tochter einer verfeindeten Mafiafamilie geht ein Schiff in Flammen auf und zahlreiche Gäste sterben. Tara wird mit diesen Ereignissen nicht fertig. Sie verschwindet und wird zunächst für tot gehalten. Doch das FBI spürt sie auf und nimmt sie in Gewahrsam – sie soll als Kronzeugin gegen ihren Vater aussagen ...

Sandra Piretti

Tara Calese

Roman

Weltbild

Die Autorin

Sandra Parette wurde 1935 in Regensburg geboren, studierte Germanistik und Musik in München, Paris und Rom, promovierte zum Dr. phil. Gleich mit ihrem ersten Roman *Rose und Schwert*, dem Anfang der großen Roman-Trilogie *Geliebte Caroline*, gelang ihr der Durchbruch. Seitdem war und blieb Sandra Parette über mehr als 25 Jahre hinweg eine der bekanntesten und erfolgreichsten deutschsprachigen Roman-Autorinnen. Auch international errang sie Anerkennung; ihre Bücher wurden in 28 Sprachen übersetzt und erreichten eine Weltauflage von 30 Mio. Exemplaren.

Besuchen Sie uns im Internet

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Helmut und Anka Schneeberger

Die deutsche Erstausgabe ist 1988 im Blanvalet Verlag erschienen

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München www.ava-international.de

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-242-0

FÜR VICTOR HUGO

New York

Montag, 15. September 1986

Sie lag im Dunkeln, und das Dunkel war erfüllt von einem dumpfen Dröhnen. Ihr Herz hämmerte. Von einer Seite fiel ein schwacher Lichtschein in den Raum. Undeutlich erkannte sie die Lamellenstores eines Fensters. Eine Wolldecke war über sie gebreitet. Sie lag auf einer Couch.

War sie nicht mehr im Flugzeug?

Was hatte man mit ihr gemacht?

Warum war sie so müde?

An das Flugzeug konnte sie sich genau erinnern, einen kleinen Learjet mit sieben Sitzen. Noch vor dem Start hatte man ihr einen Becher Orangensaft in die Hand gedrückt. Durstig hatte sie den Becher ausgetrunken. Was war danach geschehen?

Hatte man ihr mit dem Saft ein Betäubungsmittel gegeben?

Warum?

Was hatte man vor mit ihr?

Wohin hatte man sie gebracht?

Man?

Wer war das? Wer steckte hinter dieser Entführung?

Zuerst hatte es ausgesehen wie eine Verhaftung, aber während der Autofahrt war ihr klar geworden, dass sie sich in der Gewalt von Kriminellen befand.

Die Stimmen. Waren es Männerstimmen? Oder lief nebenan ein Fernseher? Die Stimmen wurden lauter. Geräusche an der Tür, ein Schlüssel. Schritte kamen näher. Der Raum war plötzlich in weißes Licht getaucht. Sie schloss die Augen und stellte sich schlafend.

Was würden sie mit ihr tun?

Ihr Herz begann zu rasen. Sie hatte das Gefühl, etwas in ihr zerplatzt; etwas Heißes, Ätzendes breitete sich in ihrem Körper aus, stieg aus dem Leib aufwärts in die Brust und weiter in die Kehle. Sie konnte kaum noch atmen, sie glaubte zu ersticken.

»He, Baby, hast du gerufen?« Eine große Männerhand tätschelte ihre Wange. »Schlecht geträumt, Baby? Komm schon, mach die Augen auf. Geschlafen hast du lange genug.« Die Hand rüttelte sie an der Schulter. »He, was soll das, ich seh' doch, dass du nicht mehr schläfst.«

Der Mann ließ sie los. »Wie du willst. Ich rate dir nur eins, mach keine Dummheiten. Versuch nicht, aus dem Fenster zu springen. Erstens kriegst du's nicht auf, zweitens sind wir im neunten Stock, bisschen hoch zum Springen. Wäre schade um dich. Noch was, wenn du auf die Toilette musst, die Tür in der Ecke, o. k.?« Der Mann wartete noch einen Moment, doch da sie sich weiter schlafend stellte, ließ er sie allein. Er löschte das Licht und sperrte die Tür ab.

Als er gegangen war, bereute sie, dass sie nicht mit ihm gesprochen hatte. Sie schämte sich ihrer Furcht. Warum hatte sie ihn nicht gefragt, wo sie war, und was man von ihr wollte.

Wer war dieser Mann überhaupt?

Nur eines stand fest, man hatte sie entführt.

Aber warum?

Warum sie?

Sie fand nur eine Antwort auf diese Frage – weil sie Tara Calese war, die Tochter von Massimo Calese.

Sie lag reglos. Dunkel erinnerte sie sich, dass man sie gefesselt hatte.

Im Traum?

In Wirklichkeit?

Sie versuchte, die Hände zu bewegen, erst die rechte, dann die linke. Keine Fesseln. Sie atmete auf.

Sie öffnete die Augen, hob den Kopf und blickte sich um. Aus der grauen Dämmerung lösten sich allmählich die Gegenstände, ein niedriger Tisch, zwei Polsterstühle. Sie glaubte drei Türen zu erkennen. Zwischen zweien stand ein leeres halbhohes Bücherregal. Sie setzte sich auf; sie fühlte sich benommen. Die Luft im Raum war verbraucht.

Seit wann war sie hier? Sie hob die rechte Hand an die Augen und schaute auf die Uhr. Halb acht. Aber was für eine Tageszeit? Halb acht Uhr abends? Halb acht Uhr morgens?

Als man sie zum Flugzeug gebracht hatte, war es Abend gewesen. Wie viel Zeit war seitdem vergangen? Ein Tag, oder mehr?

Auf einem der Polsterstühle erkannte sie ihre Tasche. Auf dem Boden standen ihre Turnschuhe.

Sie schob die Wolledecke zurück und blickte an sich herunter. Die Jeans, das weiße Hemd.

Sie lauschte auf ihren Körper. Schmerzen? Nein, keine Schmerzen, nur eine bleierne Schwere und das Gefühl, dass die Kleider ihr auf der Haut klebten.

Sie hatte den Wunsch, sich zu waschen. Zuerst heiß baden und dann kalt duschen. So lange kalt duschen, bis die dumpfe Benommenheit von ihr weichen würde. Sie stand auf, aber sie war so wackelig auf den Beinen, dass sie an der Wand Halt suchen musste. Schritt für Schritt tastete sie sich zu der Tür in der Ecke.

Am Fenster hielt sie inne. Sie schob die Lamellenstores auseinander und blickte nach draußen. Eine Brandmauer, eine graue Schlucht zwischen zwei Häusern; von unten drang der diffuse Schein einer Straßenlaterne herauf. Aus der Tiefe, gedämpft durch das Fenster, klang der Lärm einer großen Stadt herauf. Ein Geräusch hob sich deutlich ab, ein Rattern und Schlagen, es schwoll an und verebbte schnell wieder.

Eine Hochbahn? Ein Fernzug, der in der Nähe vorbeifuhr?

Sie tastete sich weiter zur Toilette, öffnete die Tür und fand den Lichtschalter. An der Wand über dem Waschbecken flammte eine Neonröhre auf. Das helle Licht blendete sie. Der Raum war klein. Auf dem Waschbecken lag ein Stück Seife, an einer Stange hing ein Handtuch. Die grauweißen Kacheln und die dunklen Steinfliesen wirkten schmuddelig.

Sie trat zum Waschbecken. Das Gesicht, das ihr aus dem Spiegel entgegenblickte, war ihr Gesicht, und doch schien es ihr fremd. Es war blass, wie versteinert. Der Tag, an dem ihre Mutter beerdigt wurde, stieg vor ihr auf: ein Sommertag mit einem warmen Südwind, der den Hudson River leicht kräuselte und über den blauen Himmel durchsichtige

Tüllwolken trieb, die sich da und dort ausbreiteten wie weiße, wehende Brautschleier.

Die schwarzen Gestalten um das Grab, der Priester, der von den Geheimnissen der göttlichen Vorsehung sprach. Wusste er wirklich nicht, wie Diana Calese gestorben war? Oder hatte die Familie ihn bezahlt, damit er nichts wüsste, so wie sie die Polizei und den Arzt bezahlt hatten, damit die wahre Todesursache nicht bekannt würde.

Sie wusch sich die Hände. Als sie sich über das Waschbecken beugte, bemerkte sie, dass ihr eine Krawatte vom Hals baumelte, ein knalliges Ding in Pink und Gelb.

Woher kam diese blöde Krawatte?

Das weiße Hemd hatte ihr Norman gegeben – aber woher stammte die Krawatte?

Sie zog die Krawatte über den Kopf, suchte das eingenähte Fabrikationsschildchen. Herera Fabrics, Made in Mexico, stand da.

Der Flughafen von Mexiko. Sie hatte mit Bob Fisher auf den Abflug der Maschine nach New York gewartet. Um sich die Zeit zu vertreiben, waren sie durch die Souvenirshops geschlendert und schließlich bei einem Krawattenstand gelandet. »Wenn du schon ein Herrenhemd trägst, brauchst du auch eine Krawatte«, hatte Bob Fisher lachend gesagt und sie aufgefordert, die knalligste herauszusuchen. Scherzend hatte Bob Fisher ihr die rosarote Krawatte mit dem Indianerhäuptling in Gelb um den Hals gebunden.

In dem Moment, als er sich abwandte und bezahlte, war über den Lautsprecher der Aufruf gekommen: Fluggast Tara Fisher nach New York bitte zur Information!

Der Aufruf hatte ihr gegolten. Ihr Ticket lautete auf diesen Namen; der Pass, den sie bei sich hatte, ebenfalls. Name und Pass waren falsch. Aus Tara Calese war Tara Fisher geworden, eine Verwandte von Bob Fisher. Sie hatte gedacht, es genüge, den Namen zu wechseln, und sie wäre gerettet. Die Ausreise aus Amerika vor drei Tagen war glattgegangen; und jetzt eben, an der Passkontrolle, hatte der Beamte nur einen Blick auf den Einreisestempel geworfen und gemeint, das wäre aber kein langer Besuch gewesen.

Zuerst hatte man die Ansage auf Spanisch durchgegeben, das zweite Mal auf Englisch. »Was hat das zu bedeuten?«, hatte sie Bob Fisher erschrocken gefragt, doch der hatte nur gelacht. »Spiel nicht den ahnungslosen Engel, das ist hundertprozentig Luiz Martinez, den das unwiderstehliche Verlangen hergetrieben hat, dich noch mal zu sehen. Den hat es richtig erwischt. Mach dich darauf gefasst, dass er demnächst in New York auftaucht.«

Eine innere Stimme hatte sie gewarnt, hatte ihr zugeflüstert, die Transithalle nicht zu verlassen.

Warum hatte sie nicht darauf gehört?

Jenseits der Sperre waren zwei Männer auf sie zugekommen, Männer in unauffälligen graublauen Anzügen, die sich in nichts vom Flughafenpersonal unterschieden. An der Brusttasche steckten ihre Identifikationskarten. Morris hieß der Ältere, Keller der Jüngere.

»Miss Fisher?«, hatte Morris sie angeredet, und als sie nickte, hatte er gesagt: »Wir haben den Auftrag, Sie zur Flughafenpolizei zu bringen.« Er hatte amerikanisch gesprochen, auf eine schleppende Art; sein Gesicht hatte Gleichgültigkeit ausgedrückt, als handelte es sich um eine Routineprüfung.

Die beiden Männer hatten sie in die Mitte genommen und aus dem Flughafen geführt. Und dann, ehe sie begriff, was mit ihr geschah, hatte sie in einem Wagen gesessen.

Wann war das gewesen?

Tara wusste nur noch mit Sicherheit, dass sie am Samstagabend von Mexico City nach New York hatte fliegen wollen.

Wie viele Tage waren seitdem vergangen?

Zwei Tage, drei, oder mehr?

Zuerst die zwanzigstündige Autofahrt. Es war ein olivgrüner Chevrolet Station; auf der Ladefläche lagen eine Schaumgummimatrmatze und ein Schlafsack.

Sie waren auf Landstraßen gefahren. Immer wieder Pässe, immer wieder lange Strecken durch Steppengebiet, wo nichts wuchs als baumhohe Kakteen. Irgendwann, mitten in der Nacht, hatten sie sich in einem mexikanischen Bergdorf mit dem Fahren abgewechselt.

Sie hatte sich krampfhaft bemüht, wach zu bleiben, teils aus Furcht vor den Männern, teils in der Hoffnung, es könnte sich plötzlich eine Möglichkeit zur Flucht ergeben.

Irgendwann war sie dann doch eingeschlafen. Sie hatten ihr ein Schlafmittel in das lauwarne Wasser gemischt, das sie ihr in einem Pappbecher reichten.

Sie wusste nicht, wann und wo sie die Grenze passiert hatten. Als sie erwachte, waren sie bereits auf amerikanischem Gebiet, und das Programm im Autoradio kam von einem Sender in Houston.

Sie hatte sich wie gerädert gefühlt, als wären alle ihre Muskeln verspannt. Aber die Fahrt war immer noch nicht zu Ende gewesen. Es war weitergegangen, immer weiter, den ganzen Tag durch. Erst bei Dunkelheit hatten sie Houston erreicht.

Mit tauben Füßen war sie aus dem Auto gestiegen. Allein die Tatsache, wieder auf den Beinen zu stehen, nicht mehr eingesperrt zu sein in dem verhassten Auto, hatte die absurde Hoffnung in ihr geweckt, man würde sie freilassen ...

Gefangen von ihren Gedanken, hatte Tara die Schritte des Bewachers nicht gehört. Plötzlich stand er hinter ihr.

»He, Baby, ausgeschlafen?« Er legte ihr die Hand auf die Schulter und musterte sie mit einem anzüglichen Grinsen. »Du bist einsame Klasse, das muss man dir lassen. Ich habe was zu essen gebracht, einen Cheeseburger und Kaffee.«

Er war mittelgroß und schwer gebaut, zwischen dreißig und vierzig Jahre alt. Er trug ein verwaschenes hellbraunes T-Shirt mit einem U-Boot bedruckt und der Schrift We come unseen. Das Lederhalfter der Waffe war speckig und saß sehr knapp. Zu der Zeit, als es ihm angemessen worden war, musste er schlanker gewesen sein. Er roch penetrant nach Schweiß.

Er schob sie aus dem Bad und deutete auf den Couchtisch, wo auf einer Papierserviette ein riesiger Cheeseburger lag, aus dessen Rändern Salatblätter hervorquollen. Daneben stand eine Tasse mit dampfendem Kaffee. »Den Kaffee habe ich selber gemacht. Ich hoffe, er schmeckt dir, Baby.«

Tara erwiderte nichts. Ihr Blick ging zu der Tür, die in den Außenraum führte; die Tür war offen, und Tara konnte eine primitive Einbauküche erkennen, Gasherd, Spüle und Eisschrank. Neben dem Eisschrank wieder eine Tür. Es musste die Wohnungstür sein, die Kette war nicht eingehängt, in dem Sicherheitsschloss steckte der Schlüssel. Bis zu der Tür waren es nur wenige Meter. Sie musste es versuchen. Wenn in der Küche nicht ein

zweiter Kerl hockte, hatte sie eine gute Chance zu entkommen.

»Keinen Hunger?«, fragte der Mann.

»Nein.«

»Wenigstens ein Schluck Kaffee, das wird dir guttun. Der Appetit kommt dann von selber.« Er beugte sich über den Tisch, um ihr die Tasse zu geben.

Tara handelte blitzschnell. Sie packte ihre Tasche und rannte los. Sie kam nur bis zur Mitte der Küche. Dort schnellte ein langer Kerl aus einem Sessel und trat ihr in den Weg.

»Stopp, Fahrverbot«, sagte er mit gleichgültigem Gesicht. Er trug einen grünen Jogginganzug, sein strähniges Haar fiel über ein Stirnband mit der Aufschrift Olympiade Moskau.

Tara wollte an ihm vorbei. Seine Hände schnappten zu wie eiserne Zangen.

Zitternd vor Wut, sah sie zu ihm auf. »Loslassen«, schrie sie, »sofort loslassen.«

Der erste Bewacher trat dazu. »Du enttäuschst mich, Baby. Ich dachte, wir verstehen uns. Schade ...« Der Lange ließ sie los. Tara holte aus und schlug mit der Tasche nach den Männern.

»Was hat sie?«, fragte der Lange. »Was hast du mit ihr gemacht?«

»Nichts – ihr gefällt's einfach nicht bei uns. Halt sie fest«, befahl er dem Langen, dann trat er dicht vor Tara, so dicht, dass sein Leib sie berührte. »Ich wende nicht gern Gewalt an ... Noch eine verrückte Tour, und wir stellen dich ruhig. Hast du verstanden? Und jetzt, marsch, zurück in das Zimmer.« Er wollte sie vor sich herschieben, aber sie leistete Widerstand.

Er packte ihr rechtes Handgelenk und streifte den Ärmel hoch. »Siehst du das da?«

In Taras Armbeuge klebte ein Pflaster. Der Mann riss es weg. »Das war die Spritze, mit der sie dich im Flugzeug ruhiggestellt haben. Also überleg's dir.«

Tara starrte auf die rote Einstichstelle, die umgeben war von einem bläulichen Bluterguss. Ihre Wut fiel in sich zusammen; sie wurde schlagartig nüchtern. »Gangster«, sagte sie eisig, »ihr seid Gangster. Für wen arbeitet ihr?«

Die Männer wechselten einen Blick, und dann hielt der Lange ihr eine FBI-Erkennungsmarke hin. »Sagt dir das was? Federal Bureau of Investigation. Ich bin Sergeant Finch und er ist Sergeant Heffner.«

Tara sah ihn verwirrt an. Bisher hatte alles darauf hingedeutet, dass die Entführer Kriminelle waren, vielleicht sogar Leute der Mafia, die im Dienst der Fillipis standen. Sie musterte die Männer voller Misstrauen. »Zeigen Sie mir den Haftbefehl. Ohne Haftbefehl dürfen Sie mich nicht festhalten, das ist widerrechtlich, das ist gegen das Gesetz.«

»Hast du das gehört, Paul ...« Sergeant Finch ließ sich in den Sessel fallen. »Eine Calese klärt uns darüber auf, was Gesetz und Recht ist. Ich lach' mich krank.«

Sein Zynismus prallte an ihr ab. »Ohne Haftbefehl haben Sie kein Recht, mich festzuhalten. Ich will einen Anwalt, und zwar sofort.« Sie wollte zu dem Telefon, das an der Wand neben der Tür hing, doch Sergeant Heffner packte sie unsanft an der Schulter. »Hände weg vom Telefon, Baby. Du brauchst keinen Anwalt – du brauchst Schutz, kapiert. Deswegen bist du hier, damit wir dich beschützen können.«

»Wovor beschützen? Was wollen Sie damit sagen?«

»Dich daran erinnern, dass du eine Calese bist, falls du das vergessen hast. Vielleicht

hast du auch vergessen, dass du dir einen Pass mit falschem Namen beschafft hast und untergetaucht bist. Es war dir zu heiß geworden, als eine Calese herumzulaufen, oder? Du hast verdammtes Glück gehabt, dass wir vom FBI dich aus dem Verkehr gezogen haben und nicht die Männer von Ugo Fillipi.«

Tara holte Luft. »Ugo Fillipi ist in New York?«

Die beiden Männer beobachteten mit Genugtuung, wie Tara bei der Erwähnung von Ugo Fillipi zusammenzuckte. Sergeant Heffner grinste. »Verstehst du jetzt, warum du Schutz brauchst? Es wäre schade um dich, wenn du wie deine Mutter enden würdest.«

Tara senkte den Kopf. Die Vorstellung, sie wäre Ugo Fillipi in die Hände gefallen, lähmte sie. Sergeant Finch griff nach den schwarzen Hanteln, die am Boden lagen. Er hob sie langsam über den Kopf und stieß dabei hörbar die Luft aus. Tara hatte plötzlich keine Kraft mehr, stumm wandte sie sich ab und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Bevor Sergeant Heffner die Tür schloss, warf er Taras Tasche ins Zimmer. Beim Aufprall auf den Boden fiel ein Teil des Inhalts heraus und kollerte über den Teppich. Tara achtete nicht darauf. Sie setzte sich auf die Couch und starrte wie blind vor sich hin.

Ugo Fillipi war in New York.

Das hätte sie nie voraussehen können.

Und sie saß hier in einer FBI-Wohnung.

Hatte das FBI auch ihren Vater verhaftet?

Ihre Gedanken bewegten sich im Kreis und kehrten immer wieder zu der Frage zurück: Was wusste das FBI? Hatten sie herausgefunden, dass ihr Vater verantwortlich war für die Explosion der Flamingo? Hielt man sie für mitschuldig? Ihr Verhalten sprach gegen sie. Das Verschwinden nach der Katastrophe, das Untertauchen in New York, der falsche Pass, die Reise nach Mexiko.

Warum war sie nicht in Mexiko geblieben. Dort wäre sie sicher gewesen. Oder gab es keinen Ort, wo eine Calese sicher war?

Wenn Ugo Fillipi sich in den Kopf gesetzt hatte, sie zu finden, war auch dieser FBI-Unterschlupf keine Garantie für ihre Sicherheit.

Sie kniete sich auf den Boden und sammelte die Sachen ein: Kleingeld, ein paar Dollarscheine, ein Päckchen Kleenex, ein Lippenstift, die Brieftasche. Sie suchte den Pass, doch der Pass war nicht mehr da, den hatte das FBI konfisziert.

Ihr Versuch, als Tara Fisher unterzutauchen, war gescheitert.

Sie war wieder Tara Calese – und sie war eine Gefangene des FBI.

In der Brieftasche steckten ein paar Schnappschüsse, die sie im Sommer gemacht hatte: Das erste Bild zeigte Norman zu Pferd. Vor dem blassroten Himmel waren Mann und Ross nur ein dunkler Schattenriss. Das zweite Bild hatte sie auf dem großen Gartenfest gemacht, das jedes Jahr am Geburtstag ihrer Großmutter Mariannina Calese in Sunset Hill veranstaltet wurde. Obwohl über achtzig, tanzte die alte Dame immer noch für ihr Leben gern. Vor allem Tango, wie das Foto zeigte. Auf dem letzten Bild waren Normans Hunde zu sehen, das Ibiza-Pärchen, das in diesem Jahr Junge bekommen hatte. Die Jungen balgten tapsig miteinander, während die Eltern Fire und Flame ausgestreckt im Gras lagen. Im Hintergrund erkannte man die Terrasse von Sunset Hill; im Schatten des Säulenvorbaus stand der weiß gedeckte Tisch bereit zum Abendessen;

die Weinkaraffen funkelten im Licht. Jedes Bild erzählte von einem Moment des Glücks, einem Moment, den sie nie vergessen würde.

Sunset Hill. Das Haus lag auf sanften Hügeln, die sich am Ostufer des Hudson Rivers hinzogen. Der Park, der das Haus umgab, war so groß wie ein Wald und die Auffahrtsallee zum Haus eine halbe Meile lang.

Zu dem Besitz gehörten ein Jagdhaus, eine Bootshütte am Hudson River, Pferdeställe, Hundezwinger, ein Tennisplatz, ein Swimmingpool, der wie ein natürlicher See angelegt war, und schließlich der Helicopter-Platz.

Das war die Welt, in der Tara geboren und aufgewachsen war. Sie hatte nie etwas anderes gekannt, und so war der Reichtum, der sie umgab, immer etwas Selbstverständliches für sie gewesen, so selbstverständlich wie die Tatsache, dass der Besitz, der an Sunset Hill angrenzte, den Vanderbilts gehörte.

Dass die Vanderbilts bereits Multimillionäre waren, als die italienische Einwandererfamilie Calese noch Mühe hatte, ihre fünf Kinder satt zu kriegen – von denen Massimo der Jüngste war –, gehörte einer grauen Vorzeit an, über die sich das Vergessen gesenkt hatte. Wenn doch die Rede darauf kam, tat man in Sunset Hill so, als könnte man sich daran nicht mehr recht erinnern. In Massimo Caleses Augen erschien dann ein ratloser Ausdruck – was diesen Mann mit dem ehrlichen Gesicht noch ehrlicher aussehender ließ – und er murmelte: »Es ist so lange her. Die ersten zehn Jahre waren nicht einfach. Ich glaube, ich habe 21 Stunden am Tag gearbeitet. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, mit dreißig meine erste Million beisammen zu haben, und irgendwie hab' ich's geschafft. Danach ging alles von selber.« Die Story eines Mannes also, für den der vielgeträumte amerikanische Traum von Glück und Geld Wirklichkeit geworden war – nur leider behielt er die wahre Geschichte für sich und fasste sie mit einem ebenso vagen wie austauschbaren Satz zusammen: »Fleiß, Köpfchen und Glück, mehr braucht man nicht.«

Sonst war er alles andere als wortkarg. Eine Entenjagd konnte er so anschaulich schildern, dass man glaubte, das Knacken des Schilfs und das Hecheln der apportierenden Hunde zu hören. Und für Billardpartien reichte sein Gedächtnis viele Jahre zurück, und er hatte sogar den Punktestand gespeichert.

Massimo Calese war ein Unternehmer modernen Stils. Von seinem New Yorker Büro aus dirigierte er einen Konzern, zu dem Transportfirmen, Export-Importfirmen sowie eine Ladenkette mit mehr als tausend Niederlassungen gehörten. Bei der Führung des Unternehmens standen ihm zwei erwachsene Söhne aus erster Ehe zur Seite. Angelo Calese, der älteste, führte das Büro in Los Angeles; Ed Calese, der jüngere, der in Harvard Jura studiert hatte, war in New York die rechte Hand des Vaters.

Massimo Calese aber hatte noch andere Ambitionen. Da gab es das Calese Gestüt, das er in einer »Anwandlung von katastrophalem Leichtsinne«, wie er es nannte, für seinen jüngsten Sohn, Tony Calese, finanziert hatte. Das Gestüt lag eine halbe Stunde nördlich von Sunset Hill, und Tony betrieb dort die Aufzucht von Polo Ponies und von Vollblütern. Bisher hatte das Gestüt mit den hochgesteckten Zielen nur Geld verschlungen. Massimo trug das mit Fassung. Der Gewinn lag in diesem Fall woanders. Durch das Gestüt hatten sich ihm und seiner Familie gesellschaftliche Kreise geöffnet, die ihnen vorher

verschlossen gewesen waren.

Ein anderes ambitioniertes Unternehmen war die Hudson River Stiftung, die er mit einem Grundkapital von dreißig Millionen ins Leben gerufen hatte. Ziel dieser Stiftung war es, den Hudson River, der die Hauptschlagader Nordamerikas war, vor den Umweltschäden, die seiner Pflanzen- und Tierwelt drohten, zu retten.

Die Reaktion der Öffentlichkeit auf diese Stiftung war überwältigend gewesen, und Massimo Calese war über Nacht so etwas wie ein Medienstar geworden. Sogar die Times hatte Massimo Calese einen Leitartikel gewidmet und ihn Retter des Hudson getauft.

Und wieder einmal hatte das ungeschriebene Gesetz der amerikanischen Gesellschaft funktioniert. Der sogenannte Geldadel, für den Massimo Calese vorher nicht existiert hatte, nahm den Mann, der die Hudson River Stiftung geschaffen hatte, mit offenen Armen auf und behandelte ihn, als hätte er schon immer dazugehört.

Auch Tara war in den Sog dieser Entwicklung geraten. Vorher war sie für die Lehrer in der Highschool von Terrytown nur ein reiches Mädchen gewesen, das für Pferde mehr Interesse zeigte als für die Schule. Durch die Stiftung des Vaters sah man ihre Tierliebe plötzlich in einem anderen Licht, nämlich als angeborene Naturverbundenheit, und man war stolz, eine Calese als Schülerin zu haben. Die Mitschüler reagierten noch direkter. Tara Calese wurde das Mädchen, dessen Freundschaft alle suchten. Dieser Umschwung hatte Tara zunächst verwirrt, doch als auf ihrer Schulbank eines Tages ein Sticker klebte, I love Calese, hatte sie einen naiven Stolz empfunden, den Namen Calese zu tragen – eine Calese zu sein.

Wie sorglos hatte sie gelebt, wie unbeschwert. War es wirklich Tara gewesen, die alle Zeitungsberichte über den Vater ausgeschnitten und gesammelt hatte? War sie es wirklich, die in stillen Stunden am Schreibtisch gesessen und ihren Namenszug geübt hatte, um dem Calese mehr Schwung zu geben?

Sie wünschte, die Zeit wäre damals stehen geblieben und sie hätte den Tag nie erlebt, an dem sie von einer Stunde zur anderen erkennen musste, dass sie in einer Welt voller Illusionen gelebt hatte – dass ihr Vater nicht der Mann war, für den sie ihn gehalten hatte.

Das Gestüt

von Tony Calese

Donnerstag, 17. April 1980

»Zum Schluss, Ladies und Gentlemen, möchte ich Ihnen das Pferd zeigen, auf das ich persönlich die größten Hoffnungen setze, den Einjährigen Sergeant Pepper.« Tony Calese stand in der Mitte der Koppel. Etwas mehr als mittelgroß, schlank, muskulös, verkörperte er den Prototyp des Reiters. Als Züchter von Polo Ponies hatte er im Staate New York eine Monopolstellung, was Vollblüter betraf, war er ein Newcomer. Was ihm bisher fehlte, war ein Siegpferd. Würde es Sergeant Pepper sein?

Tara glaubte fest an die große Zukunft von Sergeant Pepper. Dass er etwas Besonderes war, hatte sich schon gezeigt, als er zur Welt gekommen war. Tara war dabei gewesen. Normalerweise hatten neugeborene Füllen Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Man musste sie der Stute zum Trockenlecken hinschieben, man musste ihnen zeigen, wo es die Milch gab. Nicht so Sergeant Pepper. Von der ersten Sekunde an war er vollkommen selbstständig. Er besaß Unternehmungslust, Intelligenz, Unerschrockenheit und war für ein Pferd mit diesen Eigenschaften erstaunlich gutmütig. Nur wenn ihm etwas nicht passte, wurde er eigensinnig. Tara konnte nur hoffen, dass ihn die Ansammlung von Menschen rund um die Koppel nicht störte und dass der Stallbursche, der ihn vorführte, keinen Fehler machte. Sie wünschte, Tony hätte ihr diese Aufgabe übertragen. Ihr hatte Sergeant Pepper noch nie Schwierigkeiten gemacht.

Tara war mit Pferden aufgewachsen; als Fünfjährige hatte sie das erste Pony bekommen, mit zehn hatte sie bereits auf einem großen Pferd gesessen und zum Schrecken ihrer Mutter verkündet: »Ich werde Jockey.«

Rund um die Abzäunung drängten sich die geladenen Gäste. Es waren Rennstallbesitzer, Trainer, Jockeys. Männer, die auf den Rennplätzen erbittert gegeneinander kämpften, Männer, die sich bei Auktionen ohne Rücksicht auf Verluste die interessanten Pferde wegschnappten. Im Moment allerdings ruhten die Feindseligkeiten. Während sie auf Sergeant Pepper warteten, diskutierten sie das bevorstehende Old Glory Sale. Das war die große Auktion von Vollblütern, die am Wochenende im Yonkers Raceway stattfinden würde.

Einige dieser Männer kannte Tara, die anderen – und das war die Mehrzahl – sah sie zum ersten Mal bei einer Pferdeschau auf Tonys Gestüt. Woher kam plötzlich dieses allgemeine Interesse? Die Antwort war einfach: Schon vor Wochen hatte Tony das Gerücht in Umlauf gesetzt, der sagemumwobene ägyptische Rennstallbesitzer Sheik Nessir – er besaß nicht weniger als 500 Rennpferde – interessiere sich für Sergeant Pepper. Gerüchte dieser Art waren im Rennsport an der Tagesordnung und meistens lösten sie sich in Luft auf. Nicht in diesem Fall. Tony hatte nicht gepokert. Gestern Abend war Sheik Nessir in den Sportnachrichten des Fernsehens als Interviewgast aufgetreten, ein kompakt gebauter Mann in einem englischen Maßanzug mit fleischigem Gesicht und orientalischen Augen, der in Oxford studiert und dem die englische Königin für seine Verdienste um den englischen Rennsport den Titel Sir verliehen hatte. Ja, er würde beim

Old Glory Sale mitbieten, Rennpferde wären nun einmal seine Leidenschaft. Ein Hobby neben den Pferden? Nein, das gäbe es nicht in seinem Leben. Ob er bereits Kontakte zu amerikanischen Züchtern hätte? Ja, er würde morgen das Gestüt von Tony Calese besuchen.

Das hatte eingeschlagen wie eine Bombe. Deswegen waren all die Leute hier; die Neugier hatte sie hergetrieben. Tara entging nicht, dass die Blicke der Anwesenden immer wieder in die Richtung wanderten, wo, umringt vom Calese Clan, Sheik Nessir stand. Er trug einen Kamelhaarmantel und einen weichen Hut und wirkte seltsam städtisch unter den anderen, die alle sportlich gekleidet waren.

Der Apriltag war wolkenlos, kalt und windig; jetzt, gegen Abend, frischte der Wind noch mehr auf und fegte in Böen über das flache Gelände.

Aus Gesprächsfetzen entnahm Tara, dass die anderen Rennstallbesitzer befürchteten, Nessir würde die Preise hochtreiben. Es fielen Worte wie Rennsport-Mafia, Schiebung und internationales Wettsyndikat. Galten die Vorwürfe Nessir? Galten sie ihrer Familie? Sie hatte keine Zeit, darüber zu grübeln, denn eine Hand legte sich auf ihre Schulter und eine vertraute Stimme sagte: »Tara, fast hätte ich dich nicht erkannt in deinem Jockeyblazer.«

»Dennis, was tust du hier?«

»Ich habe heute das neue Auto bekommen und wollte es dir zeigen.«

»Den Excalibur?«

»Die perfekte Kopie vom Mercedes Cabrio 1937. Die Mädchen werden Schlange stehen für eine Spazierfahrt – aber du sollst es als Erste sehen. Komm ...« Er wollte sie mit sich ziehen, aber sie schüttelte den Kopf. »Jetzt geht's nicht.«

»Komm schon, Pferde hast du jeden Tag.«

»Sergeant Pepper ist jetzt an der Reihe.«

»Für mich ist ein Pferd wie das andere.«

»Siehst du da drüben den Mann im Kamelhaarmantel, das ist Sheik Nessir, der größte Rennstallbesitzer der Welt, er ist eigens wegen Sergeant Pepper nach Amerika geflogen. Ich muss sehen, wie er auf das Pferd reagiert. Es dauert nur ein paar Minuten.«

»Die paar Minuten kenne ich. Dann ist es dunkel. Du musst den Wagen bei Tageslicht sehen. Rot wie die Feuerwehr.«

»Warum hast du nicht vorher angerufen?«

»Habe ich. Hat deine Mutter dir nichts ausgerichtet?«

»Nein.«

»Das ist jetzt schon das dritte Mal. Sie hat was gegen mich.«

»Sie hat es vergessen.«

»Nein, nein, sie tut es mit Absicht. Sie ist anders zu mir als früher.«

»Das bildest du dir ein.«

»Und du bist auch anders. Ich mach' den ganzen Weg von Harvard hierher, und du ...« Dennis verstummte. Es war zwecklos. Tara hörte ihm nicht mehr zu. Tony Calese hatte die Hand gehoben, und der Stallbursche setzte sich mit Sergeant Pepper in Bewegung. Dennis Lloyd blieb nur noch eine Geste stummen Protests. Er stellte sich mit dem Rücken zur Koppel und zündete sich eine Zigarette an. Aber auch damit beeindruckte er Tara nicht. Im Moment existierte er überhaupt nicht für sie. Gebannt blickte sie auf das Pferd.

Dennis Lloyd war der einzige Sohn des Multimillionärs Meredith Lloyd, dessen Haus am jenseitigen Ufer des Hudson, genau gegenüber von Sunset Hill, lag. Es war ein großer Besitz, jede Menge Personal. Was fehlte, war die Frau im Haus. Dennis' Mutter war eines Tages mit einem unentdeckten Genie – einem Lyriker – verschwunden und vagabundierte seither mit diesem Mann durch die Welt.

Die Wärme, die Dennis zu Hause entbehrte, hatte er in Sunset Hill gefunden, im Kreise der Familie Calese. Aber das Wichtigste an Sunset Hill war für ihn Tara. Sie wurde die Schwester, die er sich von klein auf gewünscht hatte, ein Mädchen, das jünger und schwächer war als er, das er beschützen, dem er imponieren konnte. In Taras Nähe hatte er schon mit vierzehn das Gefühl gehabt, ein richtiger Mann zu sein. Inzwischen war er zwanzig und aus der brüderlichen Zuneigung war Liebe geworden. Als er das bemerkte, war er zuerst erschreckt gewesen, dann hatte er sich vehement dagegen gewehrt. Tara war sechs Jahre jünger als er, sie war noch ein Kind, außerdem katholisch und streng behütet. Selbst wenn sie seine Liebe erwidern sollte, würden Taras Eltern eine Wartezeit erzwingen. Aus diesen Gründen und als eifriger Student von allen möglichen Sexualkunde-Büchern hatte er sich vorgenommen, diese aussichtslose Liebe durch ein intensives Sexleben auszutreiben. Die Voraussetzungen in Harvard schienen gut, Mädchen gab es in Hülle und Fülle, der Haken war nur: Diese Zwanzigjährigen waren keine Mädchen mehr. Sie waren richtige Frauen und schüchterten den unerfahrenen Dennis so ein, dass alle seine Dates in einem Fiasko endeten. Nach einem Jahr vergeblicher Anläufe hatte er es aufgegeben. Zum Teufel mit Kinsey und den Sex-Aposteln, er wollte das Mädchen, das er liebte. Er wollte Tara. Und so kam er jeden Augenblick von Harvard herüber, um Tara zu sehen. Vor einem Monat hatte er sie ohne Erlaubnis der Eltern nach New York entführt, und sie hatten bis zwei Uhr morgens in einer Disco getanzt. Natürlich hatte es eine Szene gegeben, und natürlich hatte er sich entschuldigt. War es möglich, dass Taras Mutter ihm das noch immer nachtrug? Oder ahnte sie instinktiv, wie es um ihn stand, und sah in ihm eine Gefahr für Tara? Dennis sah sie jenseits der Koppel stehen, neben ihr Massimo. Sie trug einen grünen Lodenmantel und darüber ein rotes Cashmeretuch, das sie fröstelnd über der Brust zusammenhielt. Der Wind spielte mit ihrer blonden Mähne. Ein merkwürdiges Paar, dachte Dennis, die junge schöne Diana und der sechzigjährige Massimo. Und dann fragte er sich, ob das auch Taras Schicksal sein würde, die Frau eines alten Mannes zu werden. War es das, was die Eltern mit Tara vorhatten? Der Gedanke traf ihn wie eine Erleuchtung und gab seiner Liebe zu Tara eine neue Dimension: Er war vom Schicksal dazu ausersehen, ihr Retter zu sein, und bei Gott, nichts sollte ihn davon abhalten.

Er warf die kaum angerauchte Zigarette zu Boden und trat sie aus. Dann legte er den Arm um Taras Schultern und sagte leise und bittend: »Komm mit mir, Tara.«

Sie wandte nicht einmal den Kopf, sondern deutete zum Eingang der Koppel, wo der Stallbursche mit Sergeant Pepper stand. »Warum führt er ihn nicht herein«, murmelte sie, »worauf wartet er bloß?«

Dennis versuchte es noch einmal: »Bitte, Tara, lass uns verschwinden.« Es war, als spräche er gegen eine Wand. Tara starrte zu dem Pferd. »Da stimmt was nicht ...«

Tony machte ein ungeduldiges Zeichen, doch die Antwort des Stallburschen war ein

ratloses Schulterzucken. Sergeant Pepper verwirrt durch die Zuschauer, weigerte sich, die Koppel zu betreten. Gewalt anzuwenden war riskant. Vorläufig leistete das Pferd nur friedlich Widerstand, im nächsten Moment konnte Panik daraus werden, es konnte sich losreißen und durchgehen.

Tony versuchte die Situation mit einem Scherz zu überbrücken: »Sergeant Pepper hat Lampenfieber ... Kein Wunder bei diesem Publikum ...«

Sergeant Pepper rührte sich nicht vom Fleck. Seitlich von der sinkenden Sonne angestrahlt, die Glanzlichter auf sein dunkles Fell setzte, glich er einer Statue aus Bronze.

Die Zuschauer warteten halb neugierig, halb schadenfroh. Die Mitglieder der Calese Familie wechselten alarmierte Blicke. Massimo grub die Hände in die Taschen seines Dufflecoats, Ed zündete sich eine Zigarette an, Rico biss auf seinem Kaugummi herum.

Tony wusste nicht, was er tun sollte. Musste er eingreifen und das Pferd selber vorführen? Und wenn es bei der Verweigerung blieb? Tony stand unschlüssig in der Mitte der Koppel. Wie alle Calese Männer hatte er eine energische Kinnpartie und einen kräftigen Nacken; in Momenten der Bedrängnis nahmen sie unwillkürlich die Schultern leicht nach vorne, wodurch eine Haltung entstand, die an einen gereizten Stier erinnerte.

Die Sekunden dehnten sich. Tara wusste, wenn nicht sofort etwas geschähe, wäre es zu spät. Sie begegnete Tonys Hilfe suchendem Blick. Das war alles, was sie gebraucht hatte. Sie eilte zu dem Stallburschen und nahm ihm entschlossen das Halfter aus der Hand. Dann trat sie dicht an Sergeant Pepper heran und redete leise auf ihn ein. Es dauerte nicht lange, und vor aller Augen ging eine Verwandlung mit dem Pferd vor sich; die Starre fiel von ihm ab, es lockerte sich, eine Bewegung mit dem Schweif, ein leichtes Schütteln der Mähne, ein gut gelauntes Einziehen der Nüstern.

Tara tätschelte zärtlich seinen Hals. »Was ist, wollen wir?« Und Sergeant Pepper spazierte lammfromm in die Koppel.

Tony atmete sichtbar auf. Bevor er die Koppel verließ, blickte er in die Runde: »Hier also Sergeant Pepper, der dank Tara« – eine galante Verbeugung zu seiner Halbschwester – »das Lampenfieber überwunden hat.«

Ein Murmeln der Anerkennung, vom Calese Clan sogar Applaus. Tara dankte mit einem Lächeln. Die vielen Augen, die an ihr hingen, verwirrten sie nicht, im Gegenteil, sie mochte das. Sie war daran gewöhnt zu gefallen. Zu Hause, auf der Highschool, wo immer sie hinkam, tauchte sie in ein Bad von Blicken, die ihr sagten: »Du bist schön, Mädchen.«

Sie war groß für ihr Alter, aber alles andere als ein aufgeschossenes, halb fertiges Ding. Schmal und hochbeinig bewegte sie sich mit der grazilen Eleganz einer Gazelle. Über ihrem ebenmäßigen Gesicht lag noch der ganze Schmelz der Jugend und gleichzeitig der geheimnisvolle Zauber des Versprechens, dass sie in naher Zukunft noch schöner, noch vollkommener sein würde.

Sie trug alte Reitstiefel, verwaschene Jeans und den goldfarbenen Jockeyblazer, den sie William O'Donnel nach seinem letzten Trabrennsieg abgebetelt hatte. Die Kleidung bildete einen seltsamen Kontrast und ließ ahnen, dass in dem Mädchen mit dem Gazellenkörper das furchtlose Herz einer Amazone schlug.

Dennis verfolgte die Szene mit düsterer Miene. Tara war ihm nie schöner erschienen, nie begehrenswerter.